

Frühe Erfahrungen HELFEN

Sterbende zu pflegen und zu begleiten ist eine schwere Aufgabe. Wer früh in seinem Leben mit dem Thema Tod konfrontiert wurde, tut sich leichter damit. Das und vieles mehr zeigt eine aktuelle Studie.

TEXT: WOLFGANG GEORGE

Verschiedene Studien der letzten Jahre haben sich der Situation von Mitarbeitern gewidmet, die in der Sterbebegleitung arbeiten. Eine besondere Aufmerksamkeit liegt hierbei vielfach auf der näheren Beschreibung der Anforderungen und belastender Faktoren, denen diese Mitarbeitergruppe ausgesetzt ist. Erfahrungen, in deren Folge sich akute und – häufiger noch – chronische physische und psycho-soziale Beanspruchungen ergeben, die bis hin zu beruflicher Überforderung und Erkrankung der Betroffenen reichen können.

Auffällig ist, dass die überwiegende Zahl der zugrunde liegenden Studien im Umfeld von dezidiert palliativen Arbeitsbereichen durchgeführt und zumeist in entsprechenden Fachzeitschriften veröffentlicht wurde. Dabei gilt festzuhalten, dass dort bis heute nur ein geringer Teil der Menschen verstirbt. In den stationären Pflegeeinrichtungen, in denen gegenwärtig ungefähr 25 Prozent aller Menschen ihr Leben beenden, ist eine ausgewiesene Palliativversorgung eher die Ausnahme – sieht man von den Hospizen (die zu den stationären Pflegeeinrichtungen gezählt werden) ab, in denen ca. drei Prozent der Bundesbürger versterben.

Jüngere, systematisch vergleichende Studien, die sich mit den Erfahrungen all derer befassen, die sich auch jenseits der Palliativversorgungsbereiche (und hierbei muss von einer

Größenordnung von ca. 70 Prozent ausgegangen werden) mit Sterbenden konfrontiert sehen, fehlen bis heute weitgehend.

Die Studie sollte Näheres zur beruflichen Sozialisation Pflegenden ermitteln

Unsere Studie zur „Berufsbiografischen Entwicklung von MitarbeiterInnen in der Sterbebetreuung“ soll nun diese Lücke schließen. Sie war die fünfte einer ganzen Reihe, die wir unter dem Titel „Gießener Sterbestudie“ subsumieren.

Stand in den Studien der Jahre 2013 bis 2016 die Ermittlung der erreichten psycho-sozialen und medizinisch-pflegerischen Bedingungen der Betreuung Sterbender in der stationären wie ambulanten Pflege sowie im Krankenhaus im Mittelpunkt, so war es bei dieser Untersuchung das Ziel, nähere Informationen zur beruflichen Sozialisation derer zu gewinnen, die Sterbende begleiten.





Foto: Werner Krüper

An unserer 2017 durchgeführten Online-Befragung haben sich insgesamt 496 Menschen beteiligt – 74,6 Prozent von ihnen waren weiblichen, 24,4 Prozent männlichen Geschlechts. Der Altersdurchschnitt der TeilnehmerInnen lag bei 44,7 Jahren.

52,2 Prozent der TeilnehmerInnen waren Krankenpflegekräfte, 17,3 Prozent Altenpflegekräfte und 11,3 Prozent Ärzte. Die restlichen 21,2 Prozent verteilten sich auf die Professionen Sozialarbeiter, Seelsorger, Management und Ausbildung.

65,5 Prozent und damit der überwiegende Teil der TeilnehmerInnen war zum Zeitpunkt der Befragung elf Jahre oder länger im Beruf, weitere 12,9 Prozent zwischen sechs und zehn Jahren. Der Rest der Befragten befand sich noch in der Ausbildung (6,7 Prozent) beziehungsweise in den ersten fünf Berufsjahren.

Ausgeglichen zeigte sich hingegen die Verteilung, was den Träger der jeweiligen Einrichtung angeht, in der die Befragten zum Zeitpunkt unserer Erhebung arbeiteten: 40,2 Prozent waren bei öffentlichen Trägern, 30,0 Prozent bei frei-gemeinnützigen Trägern und 29,8 Prozent bei privaten Trägern beschäftigt.

Eine schlechte Teamstimmung ist die größte Belastung

Im Rahmen der Online-Befragung baten wir die Teilnehmenden um Informationen zu ihren vorberuflichen Erfahrungen, ihren frühen beruflichen Erfahrungen, ihren beruflichen Präferenzen, zu belastenden und entlastenden Faktoren, zu Helfervoraussetzungen und dazu, welche Konsequenzen die Arbeit mit Sterbenden für sie persönlich hat.

Im Einzelnen kam Folgendes dabei heraus:

»»

Schwerpunkt

»» Welche vorberufliche Erfahrungen mit dem Thema „Tod und Sterben“ haben Sie gemacht?

- 51 Prozent der Befragten wurden durch die elterliche Erziehung mit dem Thema konfrontiert. Von diesen bewerten 75 Prozent dies als eine gelungene Auseinandersetzung.
- Jeder dritte der Befragten (33 Prozent) gibt an, dass der Bereich „Tod und Sterben“ Gegenstand des Unterrichts war. Von diesen bilanzieren 80 Prozent dies als gute Hinführung.
- Als Jugendliche haben sich 36 Prozent mit dem Thema befasst. Hierbei besitzen eigene Reflexionen (54 Prozent) bzw. Gespräche innerhalb der Familie (45 Prozent) eine bedeutsamere Rolle als etwa Filme oder Bücher (33 Prozent). Das durchschnittliche Lebensalter, in dem im familiären Umfeld ein Todesereignis stattfand, liegt bei 13 Jahren. Rückblickend bewerten diese Erfahrung 50 Prozent als schwierig, 25 Prozent sehen diese Erfahrung rückblickend als hilfreich und gewinnbringend an.

Welche frühen beruflichen Erfahrungen mit dem Thema „Tod und Sterben“ haben Sie gemacht?

- Das in der Ausbildung vermittelte Rüstzeug zum Thema „Tod und Sterben“ bewerten 27 Prozent der Befragten als unzureichend, 21 Prozent dagegen als hilfreich und 12 Prozent sogar als sehr hilfreich. In einer Rangliste der Bedeutung einzelner Ausbildungsinhalte stehen Gesprächstraining (74 Prozent), Symptomkontrolle (65 Prozent), Umgang mit eigenen Emotionen (65 Prozent), Umgang mit Angehörigen (61 Prozent) und Umgang mit den Ängsten des Patienten (53 Prozent) an oberster Stelle.
- Über die Hälfte (55 Prozent) der Befragten geben an, dass insbesondere das Gesprächstraining nur unzureichend vermittelt worden sei. 58 Prozent geben an, bereits in den ersten Tagen (23 Prozent) bzw. Wochen (35 Prozent) der Ausbildung mit Sterbenden konfrontiert worden zu sein. Dies konnten 24 Prozent nur schwer bewältigen, 52 Prozent nehmen eine gelungene Auseinandersetzung für sich in Anspruch.
- Die Aussage, dass diese ersten beruflichen Erfahrungen eine prägende Wirkung für das Kommende besessen haben, bestätigen 69 Prozent. Eine Aussprache hierzu findet vor allem innerhalb des Stationsteams (63 Prozent) sowie im Freundes- und Familienkreis (50 Prozent) statt. Vorgesetzte (11 Prozent) oder Ausbilder (11 Prozent) besitzen hier eine deutlich geringere Bedeutung.

Welche beruflichen Prägungen hinsichtlich des Themas „Tod und Sterben“ haben Sie erfahren?

- Es ist die Erfahrung der täglichen Arbeit mit Sterbenden (85 Prozent) und deren Familien (76 Prozent), die die Befragten als wichtigste Einflussgrößen beruflicher Identitätsbildung benennen. Demgegenüber tritt die Bedeutung des modellhaft arbeitenden Kollegen (44 Prozent) und der Fort- und Weiterbildung (62 Prozent) zurück.
- Dass außerberufliche Erfahrung eine hervorragende Bedeutung besitzen, geben 51 Prozent an.

Was belastet Sie in Ihrer Arbeit mit Sterbenden?

- Drei Elemente des Arbeitsklimas werden als besonders bedeutsam beschrieben: schlechte Teamstimmung (81 Prozent), permanenter Zeitdruck (79 Prozent) und Ärger mit den Vorgesetzten (65 Prozent).
- Aber auch das eigenen Umfeld trägt zur Belastung bei – genannt wurden insbesondere eigene Unzufriedenheit (65 Prozent), die fehlende Möglichkeit, zu Hause abzuschalten (62 Prozent), oder auch eigene Krankheit (55 Prozent).
- Die Interaktionen mit den Angehörigen (36 Prozent), ein überraschender Tod (51 Prozent) oder die Tatsache, ein medizinisches Problem nicht in den Griff zu bekommen (62 Prozent), besitzen ebenfalls eine große Bedeutung.
- Den Umgang mit dem Verstorbenen beschreiben nur wenige als belastend (9 Prozent).
- Als größte Belastung zeigt sich ein junges Lebensalter des Patienten (85 Prozent).

Was entlastet Sie?

- Aktivitäten des normalen Lebens werden von 66 Prozent der Befragten als hilfreich beschrieben, das Lesen von Büchern (39 Prozent), das Hören von Musik (54 Prozent) und Sporttreiben (61 Prozent) unterstreichen die Funktion von Ablenkungen.
- Wichtiger sind die sozialen Interaktionen mit den Betroffenen am Arbeitsplatz. 82 Prozent benennen die entlastende Funktion des kollegialen Gesprächs, 53 Prozent die eines Gesprächs mit Patienten und Angehörigen (44 Prozent).
- Es sind die persönlichen Werte (92 Prozent), die den Mitarbeitern am ehesten Hilfestellung geben. Eine eigene religiös-ethische Verwurzelung wird von 56 Prozent, die gedankliche Auseinandersetzung von 77 Prozent als wichtige Entlastung benannt.

Welche Voraussetzungen sollten Beschäftigte in der Betreuung Sterbender mitbringen?

- Psychische (98 Prozent) und physische Gesundheit (76 Prozent) werden als die Voraussetzungen mit der größten Bedeutung benannt.

Gießener Sterbestudie

Unter der Bezeichnung „Gießener Sterbestudien“ hat Prof. Dr. Wolfgang George in den vergangenen Jahren mehrere Untersuchungen zu den Sterbebedingungen in Krankenhäusern, Pflegeheimen und Hospizen durchgeführt. Die Ergebnisse wurden der Öffentlichkeit jeweils im Rahmen eines Kongresses vorgestellt. Der nächste Gießener Kongress wird am 1. Dezember 2018 stattfinden. Mehr Informationen gibt es beim Medizinischen Seminar George unter info@mesege.de oder w.george@andramedos-net.de



Mehr als die Hälfte der Pflegenden empfinden ihre religiös-ethische Verwurzelung als entlastend.

- Eigene Fehler erkennen und überwinden zu können (95 Prozent), sich auf Sterbende einlassen zu können (96 Prozent) sowie in einem kollegialen Team zu arbeiten (95 Prozent) werden als wichtig erfasst.
- Demgegenüber tritt die Bedeutung der (gesellschaftlichen) Anerkennung in deren Wichtigkeit zurück (57 Prozent).

Welche Konsequenzen hat die Arbeit mit Sterbenden für Sie persönlich?

- Dass ein eigener Angehöriger in der Einrichtung verstirbt, in welcher der/die Befragte arbeitet, können sich 34 Prozent gut vorstellen, mit Einschränkungen weitere 26 Prozent. Diesen stehen 50 Prozent der Befragten gegenüber, die sich dies in keinem Fall bzw. nur unter großen Einschränkungen vorstellen können.
- 66 Prozent sehen sich aufgrund ihrer Erfahrungen besser auf das eigene Sterben vorbereitet, 13 Prozent glauben dies nicht. 21 Prozent sind unentschlossen.
- Dass die beruflichen Erfahrungen der Sterbebegleitung zu persönlichen Schädigung der Mitarbeiter führen, weisen 29 Prozent zurück (nein = 10 Prozent, eher nein = 19 Prozent). Dass dies der Fall sei, geben 26 Prozent (ja = 12 Prozent, eher ja = 14 Prozent) an. 45 Prozent sehen eine „teilweise“ Gefährdung.
- Für das eigene Sterben in einer stationären Einrichtung wünschen sich die Mitarbeiter eine gute medizinische Betreuung (92 Prozent), gute Pflege (97 Prozent), dass letzte Dinge geklärt werden können (91 Prozent) und eine gelungene Angehörigenintegration (92 Prozent).

Altenpflegekräfte beklagen hohen Zeit- und Arbeitsdruck

Als interessant erweist sich ein genauerer Blick darauf, welche Berufsgruppe sich bei welcher Frage wie positioniert. Die Unterschiede sind nämlich bisweilen erheblich.

Bedient haben wir uns dazu der so genannten Likert-Skala – ein in der Wissenschaft erprobtes Verfahren zur Messung persönlicher Einstellungen. Die Ergebnisse werden jeweils in Form von Mittelwerten (MW) abgebildet, die Skala reicht von 1 bis 5.

Im Einzelnen ergab unsere Analyse Folgendes:

- Am wenigsten hilfreich beschreiben ihre über die berufliche Ausbildung vermittelte Kompetenz zur Betreuung Sterbender die Ärzte (MW: 3,3), gefolgt von den Krankenpflegekräften (MW: 3,0) sowie den Sozialarbeitern und Therapeuten (MW: 2,7). Altenpflegekräfte empfanden die in der Ausbildung vermittelten Kompetenzen am hilfreichsten (MW: 2,6).
- Die erste Sterbesituation in der Praxis für sich zu bewältigen gelang Krankenpflegepersonal (MW: 2,7), Ärzten (MW: 2,7) und Sozialarbeitern/Therapeuten (MW: 2,4) weniger gut als Altenpflegekräfte (MW: 2,3).
- Dass die ersten beruflichen Erfahrungen besonders prägend sind, akzentuieren die Altenpflegekräfte (MW: 2,0) stärker als Sozialarbeiter (MW: 2,4), Krankenpflegekräfte (MW: 2,4) und Ärzte (MW: 2,9).
- Fort- und Weiterbildungen zum Umgang mit Sterbenden halten Ärzte (MW: 2,7) für deutlich weniger bedeutsam als »»



Foto: Werner Krüper

Nur

wenige Altenpflegekräfte können sich vorstellen, ein Familienmitglied in der Einrichtung, in der sie arbeiten, zum Sterben zu wissen.

Krankenpflegekräfte (MW: 2,2), Sozialarbeiter/Therapeuten (MW: 2,1) und Altenpflegekräfte (MW: 2,1).

- Eine unzureichende materielle Entlohnung für ihren Einsatz wird von Altenpflegekräften (MW: 2,5), Krankenpflegekräften (MW: 2,9) und Sozialarbeitern/Therapeuten (MW: 3,0) als deutlich belastender beschrieben als von Ärzten (MW: 3,5). Gleiches Bild bei der Frage, ob Zeit- und Arbeitsdruck die Betreuungsqualität beeinträchtigt: Am höchsten ist die sich ergebende Belastung für Altenpflegekräfte (MW: 1,6), gefolgt von Krankenpflegekräften (MW: 1,8), Sozialarbeitern/Therapeuten und Ärzten (MW: 2,1).
- Ein medizinisches Behandlungsproblem nicht in den Griff zu bekommen, wiegt für Altenpflege- (MW: 2,3) und Krankenpflegekräfte (MW: 2,1) mehr als für Sozialarbeiter/Therapeuten (MW: 2,7) und Ärzte (MW: 2,4).
- Die Bedeutung von physischer Gesundheit betonen die Alten- (MW: 1,8) und Krankenpflegekräfte (MW: 1,8), akzentuierter, als dies die Sozialarbeiter/Therapeuten (MW: 2,3) und Ärzte (MW: 2,0) tun.
- Es sind die Altenpflegekräfte (MW: 2,8) – gefolgt von Krankenpflegekräften (MW: 2,2), Ärzten (MW: 2,1) und

Sozialarbeitern (MW: 2,1) –, die sich am wenigsten vorstellen können, einen Familienangehörigen in der „eigenen Einrichtung“ zum Sterben zu wissen.

- Durch ihre Erfahrung in der Betreuung Sterbender sehen sich Sozialarbeiter/Therapeuten (MW: 2,0) und Krankenpflegekräfte (MW: 2,1) besser auf das eigene Sterben vorbereitet als

Altenpflegekräfte (MW: 2,5) und Ärzte (MW: 2,5).

Die stationäre Pflege braucht mehr palliatives Wissen

Nur die Hälfte der Befragten gab an, dass über das Thema „Tod und Sterben“ im Elternhaus eine Auseinandersetzung stattgefunden hat. Ein Drittel der Befragten erinnert sich daran, dass in der Schule das Thema „Tod und Sterben“ behandelt wurde. Dort fehlt bis heute ein thanatologisches Konzept. So bleibt es dem Engagement einzelner Lehrer überlassen, das Thema altersgemäß zu erarbeiten.

Laut unserer Studie findet die erste Konfrontation mit einem Verstorbenen im Durchschnitt mit 13 Jahren statt. Nur sehr wenige Ausnahmen haben diese erst im beruflichen Umfeld. Dies steht im Widerspruch zu der verbreiteten Einschätzung, erste Erfahrungen mit Verstorbenen würden heute erst im Erwachsenenalter erfolgen. Interessant ist das Ausmaß der mit dieser Erfahrung einhergehenden Bewertung der Hälfte der Befragten, die diese als (sehr) schwierig bewerten. In der Jugendzeit befassen sich 36 Prozent mit dem Thema, ermöglicht wird dies insbesondere durch die Familie als auch durch eigene Überlegungen. In dieser vorherberuflichen Sozialisation lassen sich kaum bedeutsa-

MEHR ZUM THEMA

Literatur

Wolfgang George (Hrsg.): Sterben in stationären Pflegeeinrichtungen - Situationsbeschreibung, Zusammenhänge, Empfehlungen. Psychozial-Verlag, Gießen, 2014

Schwerpunkt

Video-Interview

Zu seiner in diesem Text vorgestellten Studie haben wir mit Prof. Wolfgang George ein kurzes Video-Interview geführt. Es ist zu sehen unter bit.ly/2JdhpE4

me Gruppenunterschiede identifizieren. Insgesamt weisen die Studienbefunde darauf hin, dass es in der untersuchten Gruppe keine speziellen Erfahrungen des Kindes- und Jugendalters zu identifizieren sind, welche die spätere berufliche Entscheidung, Sterbende zu begleiten, begründen.

Dass die ersten konkreten Erfahrungen die Befragten zum Teil zu einem sehr frühen beruflichen Zeitpunkt erreichen und sich zahlreiche von diesen als nur bedingt vorbereitet beschreiben, unterstreicht einmal mehr den Verweis auf die Notwendigkeit der Ausbildung und einer anschließenden engen beruflichen Begleitung zu diesem Thema.

Was Belastungen angeht, erweisen sich schlechte Teamstimmung und Arbeitsbelastung als belastender als solche aus dem sozialen Kontext der Betreuung. Zugleich konnte gezeigt werden, dass ein junges Alter des Verstorbenen und auch die eigene Unzufriedenheit schwer wiegen. Nachvollziehbar entlastend wirken dagegen die eigene Haltung und generelle Werthaltungen, Reflexion, Austausch mit Kollegen und schlichtweg Ablenkung durch das normale Leben zuhause mit Zeit für Sport oder andere Hobbys.

Der schmale Grat zwischen der Forderung nach menschlicher Zugewandtheit und kommunikativer Kompetenz einerseits und der Fähigkeit zum Abschalten andererseits zeigt nicht nur das eigene Anforderungsdilemma auf, dies adressieren sie auch an ihre Kollegen. Vielleicht begründet dies die Einschätzung eines großen Teils der Befragten, dass umfassende berufliche Erfahrung eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Betreuung Sterbender ist.

Die Summe der Erfahrungen findet ihren Ausdruck darin, dass es sich nur jeder Dritte gut vorstellen kann, dass ein

Verwandter in der „eigenen Einrichtung“ verstirbt. Alle anderen haben mehr oder weniger starke Bedenken, jeder Vierte kann sich dies auf keinen Fall vorstellen. So ist es auch problematisch, dass es weniger als 25 Prozent sind, die angeben, dass durch diese Tätigkeit keinesfalls Schaden bei den Mitarbeitern entstünde. Diesen Befund relativieren 66 Prozent, die sich besser auf ihr eigenes Sterben vorbereitet wännen.

Unterschiede aufgrund unterschiedlicher Arbeitsbereiche und Versorgungsaufträge, etwa der palliativen Bereiche, waren zu erwarten. Die Unterschiede bzw. ermittelten Ergebnisse decken sich zum Teil mit berichteten Forschungsergebnissen. Als Motivation, in diesem Arbeitsbereich zu arbeiten, dient auch die Erfahrung „schlechter Beispiele“. Das unerwartete Versterben eines Patienten oder die Tatsache, ein medizinisches Problem nicht in den Griff zu bekommen, wirken belastend.

Insgesamt wird die Situation durch die Mitarbeiter von Palliativstationen im Vergleich zu den anderen Versorgungsbereichen am unterschiedlichsten beschrieben. Ein gutes Arbeitsklima (kollegiales Team, gutes Verhältnis zum Vorgesetzten) wird als besonders wichtig eingeschätzt. Dazu gehört auch, dass die eigene Reflexivität hier für notwendig erkannt wird. Als Konsequenz aus all dem können sich die Mitarbeiter dieses Arbeitsbereiches am ehesten vorstellen, dass an ihrem Arbeitsplatz auch eigene Familienangehörige versterben könnten.

Es wird also zukünftig darauf ankommen, das palliative Wissen und Verhalten in die anderen Versorgungsbereiche zu übertragen, wie es etwa im Hospiz- und Palliativgesetz vorgesehen ist. <<<



Prof. Dr. Wolfgang George

ist Krankenpfleger, Diplom-Psychologe und Leiter des TransMIT-Instituts für Versorgungsforschung an der Technischen Hochschule Mittelhessen in Gießen

Frische zum Wohlfühlen

Skyvell

Natürlich frische Luft

Geruchsneutralisator mit natürlichen Inhaltsstoffen

- Beseitigt zuverlässig Gerüche, ohne sie zu überdecken
- Natürliches Produkt, keine aggressiven Chemikalien
- Zurück bleibt einzig der Wohlgeruch frischer Luft

Applied Chemicals International AG
Neubadstrasse 7, CH-4054 Basel
T +41 61 282 82 90, info@skyvell.com, www.skyvell.com